



SWR2 E s s a y

Redaktion: Stephan Krass

Regie: Iris Drögekamp

Sendung: 23.03.2009, 22.05 – 23.00 Uhr

Frauen sprechen hören
Kleine Hörschule für das akustische Zeitalter

Von Claudia Schmölders

Sprecher 1: Bernt Hahn

Sprecher 2: Karl-Rudolf Menke

Sprecher 3: Irina Wanka

**Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.**

© by the author

**Einen Mitschnitt dieser Sendung können Sie unter der Telefonnummer 07221/929-6030
bestellen.**

Spr. 1

Die folgende Geschichte gehört vor allem ins Radio - wenn auch nicht nur. Sie berichtet von Urszenen der Stimme, vor allem der weiblichen. Aber nicht der berühmten weiblichen Singstimme, sondern der Sprechstimme, wie jene, die man jetzt eben sprechen hört. Also die Stimme des Alltags, die Stimme der Kommunikation in den Nachbarschaften ebenso wie mit Handwerkern oder beim Konsum. Oder in den Schulen oder in der Politik. Die Stimme in den Medien, aber auch im Kinderzimmer, beim Geschichtenerzählen. Ein riesiges Feld mithin. Aber ist es nicht auch das Feld der männlichen Stimme?

Spr. 2

Gewiss. Und trotzdem hat die weibliche eine ganz eigene Geschichte darin. Sie ist ungemein lehrreich. Denn immer wieder ist die weibliche Sprechstimme durch neue Techniken aus der Öffentlichkeit verschwunden. Und immer wieder kam sie zurück, und zwar stärker denn je. Heute ist weltweit kein Sender mehr ohne Frauenstimme zu denken. Also möchte man aus der Vergangenheit lernen: Wie und warum ist sie verschwunden, wie und wann ist sie wieder aufgetaucht? Angeln wir also etwas im Meer der überlieferten Episoden, suchen wir zwischen den Inseln der Aufschreibesysteme und den Tele-Werkzeugen stimmlicher Verständigung. Wie stand es damit vor hundert Jahren?

Spr. 1

Im Dezember 1908 beklagte die englische Frauenrechtlerin Christabel Pankhurst, dass Frauen im politischen Leben noch immer keine eigene Stimme hätten. Für die Wahlen des Jahres 1909 verlangte sie ein Frauenwahlrecht – vergeblich, wie man weiß. Es dauerte in England noch zwanzig Jahre, bis Frauen ohne Mann und Besitz politisch etwas zu sagen hatten. Die Rede von Christabel Pankhurst ist damals auch aufgenommen worden, gehört also zu den frühen Dokumenten der Schallaufzeichnung. Zu der Zeit gab es schon Schallplatten, keine alten Walzen mehr. Seit 1898 existierte die britische Gramophone Company, bald danach auch die

Deutsche Grammophon, und mit der Jahrhundertwende schossen Unternehmen in dieser Branche aus dem Boden. Die Frequenzen in der erhaltenen Aufnahme von Pankhursts Rede wirken ausgewogen um eine Mittellage zentriert. Ihre Stimme klingt sachlich, aber nicht schrill, eher sogar sanft. Wahrscheinlich hat sie die Rede in einem Studio nachgesprochen. Aber muss man überhaupt von physischen Qualitäten reden, wenn es doch um die symbolische Stimme der Frau geht? Wenn doch nur das Recht der „Stimm“-Abgabe gemeint ist, um das Recht, mit zu be„stimmen“?

Spr. 2

Richtig. Auf den ersten Blick hat beides gar nichts miteinander zu tun. Das eine wird schriftlich vollführt, in einer abgetrennten Kammer womöglich, allein und also besonders schweigsam. Das andere, die echte Stimme, gehört in den alltäglichen Prozess der Kommunikation oder der Kunst. Man könnte also die Geschichte des Frauenwahlrechts erzählen, ohne ein Wort auf die Stimmqualität der Frauen zu verschwenden, die sich darin rhetorisch engagiert haben. Aber es wäre eine unvollständige Geschichte, aus Gründen, die nicht überall bekannt sind.

Spr. 1

Das beginnt bei der Beobachtung, dass das Wort „Stimme“ samt seinen Varianten überall und fast immer sowohl physisch als auch symbolisch verwendet wird. Überall in den Weltsprachen herrscht die Idee, die Stimme, die wir körperlich erzeugen, lasse uns auch in der Welt der politischen Handlungen symbolisch präsent sein. La voix, the voice, il voce, sie alle können im juristischen wie politischen Sinn auftreten und sogar ihre physischen Varianten dabei mitnehmen. Denn es gibt auch ein symbolisches Verstummen, es gibt auch symbolisch leise und laute Stimmen. Zumal, wenn es um die immer leise Stimme der Vernunft, und allemal, wenn es um urdemokratische Prozesse geht.

Spr. 2

Aber eben nicht nur: auch Könige und Päpste haben politische Stimmen, ja, wie wir wissen, steht am Anfang aller Stimmenphilosophie die Stimme

Gottes, im Judentum wie im Islam, und nicht zu vergessen die Stimme jener Muse, die Homer die Epen diktiert hat, die Ilias und die Odyssee. Darauf kommen wir am Ende der Sendung wieder zurück. Bleiben wir erst einmal bei den Frauen. Die Rede von Christabel Pankhurst verdient hundert Jahre, nachdem sie gehalten wurde noch immer eine besondere Aufmerksamkeit, eben auch wegen ihrer Dokumentation. Das Deutsche Rundfunkarchiv hat sie ausdrücklich in eine große Anthologie aufgenommen, die historische Reden als denkwürdige Zeugnisse versammelt. Von der Sammlung „Stimmen des 20. Jahrhunderts“ sind bisher mehr als 30 CDs erschienen. Sie führen Dokumente aus mehreren anderen deutschen Archiven zusammen: das Deutsche Historische Museum hat mitgewirkt, das Spracharchiv aus Halle, Fundstücke aus Babelsberg sind dabei und anderes mehr. Jede CD von etwa 70 Minuten Dauer enthält etwa 20 bis 40 Tracks von unterschiedlicher Länge zwischen einer halben und acht Minuten, insgesamt sind es also rund 900 Tondokumente.

Spr. 1

Die aufgezeichneten Reden und Interviews handeln mehr oder minder vom politischen Leben in Deutschland zwischen Kaiserreich, Weimarer Republik, Nazi- und Nachkriegsdeutschland, bis hin zur Berliner Republik. Manche Platten haben nur ein einziges Thema – wie etwa alle Neujahrsreden von 1900-1988; oder alle Deutschland-Hymnen, oder entscheidende historische Momente: die Kapitulation 1945, der Sputnik 1957, der Mauerbau 1961 und so fort. Eine ideale Sammlung also für alle Seminare dieser Welt, die sich mit der deutschen Geschichte befassen! Und eine Sammlung, die es verdient, bekannt zu werden, wenn man bedenkt, welches Gewicht heutzutage die *visuelle* Geschichte, die Bilder haben.

Spr. 2

Gerade jetzt ist ein voluminöses Werk mit dem Titel „Das Jahrhundert der Bilder“ erschienen, und der Herausgeber Gerhard Paul argumentiert, dass wir heutzutage Geschichte vor allem visuell erinnern, weil wir uns ständig

zwischen visuellen Werkzeugen wie Fernseher, PC und Handy bewegen. Und wenn man bedenkt, dass selbst die Tonaufnahmen heute in den Studios der Rundfunkanstalten am Bildschirm bearbeitet werden, muss man ihm recht geben. „Das Jahrhundert der Bilder“, diese große Panoramaschau der bekanntesten Ikonen über hundert Jahre hinweg, ist ganz gewiss das visuelle Pendant zu den „Stimmen des 20. Jahrhunderts“.

Spr. 1

Und es ist noch mehr. Es ist nämlich sogar ein notwendiges Korrektiv. Denn wahr ist: Die „Stimmen des 20. Jahrhunderts“, diese Anthologie des Deutschen Rundfunkarchivs, liefern den Hörern kaum eine Frauenstimme. Während das visuelle Gedächtnis niemals ohne Frauenbilder in die Geschichte zurückdrehen möchte und kann – man denke nur an die Stummfilme, an die frühe Fotografie aus Theater und Musik, an die gesamte Werbung. Warum also fehlen die Frauen stimmlich so auffällig in der Sammlung des Rundfunkarchivs? Gab es sie gar nicht? Oder wollte man den Hörerlebnis nach Frequenzen dosieren – und hätte im Ablauf einer Reihe von Männerstimmen die weibliche gleichsam akustisch gestört?

Spr. 2

Die Frage hat sich das Archiv offenbar selber gestellt. Und hat sie mit einer eigenen CD beantwortet. Der neunte Band der Ton-Anthologie „Stimmen des 20. Jahrhunderts“ trägt den schlichten Titel „Frauenstimmen“ – als ginge es nun ausschließlich um eine physische Dokumentation. Oder um eine Sammlung von Sängerstimmen. Eben diese CD mit Frauenstimmen wird nun auch, völlig zurecht, von der Sufragette Christabel Pankhurst eröffnet, mit ihrem Plädoyer für die *symbolische* Stimme der Frau aus dem Jahr 1908. Und es folgen ihrem politischen statement in chronologischer Folge die gesprochenen Reden bekannter und weniger bekannter, ja auch vergessener Frauen. Da es in Deutschland schon ab 1919 ein Stimmrecht für Frauen gab, kommen nicht wenige Reden direkt aus dem Parlament. Man hört also sprechen:

Spr. 1

Marie Juchacz, SPD, 1928 anlässlich der Reichstagswahl; Elli Schmidt, KPD, 1946 für die Kommunisten; Elisabeth Selbert, SPD, zur Gleichberechtigung der Frau im neuen Grundgesetz von 1949; Elisabeth Noelle-Neumann zur Erfindung der Demoskopie in dieser Zeit; Beate Klarsfeld, die Kiesinger ohrfeigte, Margarete Mitscherlich, die Ko-Autorin des Buches über „Die Unfähigkeit zu trauern“ , natürlich Alice Schwarzer, und viele andere. Die Aufzeichnungen reichen bis in die jüngste Zeit zu Jutta Limbach, einst Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts und des Goethe Instituts. Zwischendurch hört man Dichterinnen: Virginia Woolf mit ihrer ganz unbritisch weichen Stimme, Rose Ausländer, Simone de Beauvoir mit einer ganz piepsigen höhere Töchterstimme, ähnlich Ingeborg Bachmann, dann aber wieder ganz anders Irmtraud Morgner, Elfriede Jelinek, Gabriele Wohmann und Christa Wolf.

Spr. 2

An der Auswahl dieser CD ist also nichts zu tadeln. Natürlich sind es ganz überwiegend Frauen der politischen und kulturellen Elite; die anderen, hier nicht vertretenen, müssen von anderen Medien erinnert werden, und werden es ja auch. Denken wir nur an die Trümmerfrauen ab 1945, hier mit einem einzigen Interview vertreten. Denken wir nur an die vielen Kriegswitwen und deren Töchter, die sich so oft Ehe und Kinder versagt haben, um ihren Müttern zu helfen, und so fort. Aber wie gesagt, diese Frauen sind eigentlich nicht vergessen, weder von den Historikern noch von den Fotografen oder Filmemachern. Nur stimmlich scheinen sie nicht genügend interessant, um ihre lebendige Rede zu überliefern.

Spr. 1

Tatsächlich waren ja in der Frühzeit des Radios und der Aufzeichnungssysteme Frauen nur sehr selten öffentlich zu hören; und in die Studios kamen eben meist nur Männer. Abgesehen vielleicht von der Radioszene in der Sowjet-Union, die diese Technik schon viel früher und grandioser ausgearbeitet hat, gab es hierzulande nur eine Ausnahme: die Sängerinnen und Schauspielerinnen. Erste Schallplatten mit Opern- oder

Liedaufnahmen stammen von der Jahrhundertwende, und sie haben ihre Gemeinde gefunden.

Spr. 2

Aber die Frau, die öffentlich eine Stimme im doppelten Verstande besitzt, – eben die Stimme mit politischem Schattenwurf, die nicht nur physisch singt oder hörspielt oder im Kinder- oder Frauenfunk wirkt - diese Frau ist in der Geschichte der Archive ein seltsam blinder Fleck bis in die 70er Jahre. Also noch jahrzehntelang nach Erhalt des politischen Rechts auf Stimme. Fast möchte man von einer hartnäckig festgehaltenen Szene der „stillen Post“ reden, wie sie Christina von Braun in ihrer Familiengeschichte beschreibt. Die Frauen sprechen und erzählen zwar unablässig, doch in die öffentliche Akustik dringt lange Zeit, ja unter Umständen bis heute, beinahe kein Laut. Das Berliner Lautarchiv etwa mit seinen drei Abteilungen „Stimmen der Völker“, „Deutsche Mundarten“ und „Stimmen berühmter Persönlichkeiten“ hat nahezu nur Männerstimmen archiviert. Verständlich, denn diese „Stimmen der Völker“ sind fast ausschließlich Aufnahmen aus den Kriegsgefangenenlagern des ersten Weltkrieges, und berühmte Persönlichkeiten waren eben nur Politiker und Wissenschaftler, deren öffentliche Reden aufgezeichnet wurden. Aber auch das aktuellere Tonarchiv vom Landesmedienzentrum Baden-Württemberg hat nur Männerreden archiviert: etwa von de Gaulle, Kennedy, Weizsäcker und neuerdings Barack Obama. Keine Frau Thatcher, keine Golda Meir, keine Benazir Bhutto.

Spr. 1

Männerstimmen überwiegen selbst in neuesten *literarischen* Ton-Dokumentsammlungen. Etwa die Sammlung von Dichterstimmen, die seit geraumer Zeit Hajo Steinert herausgibt und naturgemäß mit älteren Aufnahmen aus den sechziger und siebziger Jahren bestückt. Auch und vor allem die neueste Kultur des Hörbuchs, das seit 1993 mit wachsendem Erfolg vertrieben wird, ist keineswegs auf ein Gleichgewicht von männlicher und weiblicher Stimme ausgerichtet, sondern weist deutlich mehr männliche als weibliche Stimmen auf. Keineswegs wird jedes von einer Frau geschriebene Buch von einer Frau gelesen, und nicht einmal

unbedingt jeder Roman mit einer weiblichen Hauptfigur. Ganz ähnlich wie im Rundfunkarchiv reagierte man auch in der Welt der Literatur. Auch hier gab es plötzlich eine eigene Bibliothek von Hörbüchern, die nur Frauenstimmen enthielten. Alle möglichen prominenten Aktrizen lasen Texte von weiblichen Autoren: Corinna Harfouch las Christa Wolf, Iris Berben Francoise Sagan, Elke Heidenreich Dorothy Parker und so fort. Die zwölf Cds verkauften sich mit 40tausend Exemplaren nicht schlecht – freilich war das, verglichen mit den Millionenauflagen der Harry Potter Hörbücher, nicht gerade überwältigend.

Spr. 2

Einen der Gründe für das mediale Schattendasein der Frauensprechstimme im kulturellen Gedächtnis liegt auf der Hand, nämlich in der Geschichte der Ansage und der Radionachrichten selber. Die Medienhistorikerin Cherris Kramarae [Tschiris Kramaree] hat vor ein paar Jahren Bausteine dazu geliefert. Das Bild ist ziemlich eindeutig und international. Zwar überrascht die Information nicht, dass etwa die arabische Welt überhaupt erst 1959 Frauenstimmen in den Medien zugelassen hat. Aber wer weiß schon, dass auch die BBC erst im Jahr 1960 eine Frau drei Nachrichtenblöcke sprechen ließ, und das auch nur als Versuchsballon? Die Abwehr blieb übermächtig, stärker als selbst in Deutschland. Hier gab es vor 1933 fast ausschließlich männliche Nachrichtensprecher; Frauen in diesem Beruf waren praktisch nicht vorhanden. Die meisten von ihnen waren ohnehin nur als Schreibkraft tätig. Mit der Radioreform unter Goebbels unterwarfen sie sich der nazistischen Ideologie. In der *Völkischen Frauenzeitung* hieß es 1935:

Spr. 3

„Die Frauen haben gerade auf diesem Gebiet die größere Eignung des Mannes anerkannt... Es gibt nur ganz vereinzelt an den Sendern Ansagerinnen. Dagegen haben die Frauen als Märchenerzählerinnen, als gütige, helfende Kindertante, als plaudernde Ratgeberin für die Hauswirtschaft und Mode und als Gestalterin für Frauenkunst und Frauenfragen Arbeitsgebiete gefunden, in die der Mann gar nicht

einzudringen wünscht, und die darum die mitarbeitende Frau nicht mehr entbehren können.“

Spr. 1

Erst mit Ausbruch des zweiten Weltkrieges konnten die Frauen in untere männliche Positionen einrücken, weil die Männer im Krieg verschwanden, starben oder kriegsgefangen fernblieben. Nach Kriegsende verschwanden die Frauen aus den überlassenen Positionen oder wurden daraus verdrängt; sie sollten nun wieder für die Familie sorgen. Mit dem Fernsehen änderte sich die Szene dann allerdings grundlegend. Gleich zu Beginn der 50er Jahre gab es mehrere Ansagerinnen, darunter die beliebten Irene Koss und Petra Krause vom Nordwestdeutschen Rundfunk. Doch die erste deutsche *Nachrichtensprecherin* kam dann erst in Gestalt von Wibke Bruhns 1971 ins ZDF, während die ARD sogar erst 1976 einer Dagmar Berghoff die Tagesschau überließ. Ob bei alledem nicht letztlich das visuelle Moment, also die Attraktivität der Sprecherinnen, ihr Aussehen, ihre Kleidung und Haltung neben ihren Stimmen den Ausschlag gab – wer will es entscheiden? Bundespräsident Carstens verstieg sich jedenfalls zu der Bemerkung, schlechte Nachrichten erfahre er lieber von einer charmanten Frau, das mildere das Ganze doch etwas ab.

Spr. 2

Genau diese fehlende Eignung der Frauen als Nachrichten-Stimme war aber schon in der Frühzeit des Rundfunks bestritten worden, und zwar in England offenbar noch viel heftiger als hierzulande. Man fand ihre Stimmen unangenehm hoch, sie sprächen zu schnell, würden unwichtige Wörter betonen oder wollten im Gegenteil die Hörer durch allzu schönes Sprechen irreführen. Der *Daily Express* schrieb 1928:

Spr. 3

„Viele langjährige Zuhörerinnen und Zuhörer behaupten, dass...Adam eine natürlichere Rundfunkstimme hat als Eva. Einige Zuhörer meinen sogar, eine Frauenstimme werde nach einiger Zeit monoton, ihre hohen Töne werden

scharf und klingen wie das Feilen von Stahl, während ihre tieferen Töne oft klingen wie Stöhnen.“

Spr. 1

Erst 1933 wurde der Bann gebrochen. Eine Mrs. Barrett wurde von der BBC mit einer Ansage erprobt und zunächst positiv beurteilt:

Spr. 3

„Kühl, geschäftsmäßig, beherrscht, das war der Eindruck von der neuen weiblichen Ansagerin. Ihr Ton war voller Autorität, glockenklar. Es gab keine Spur von Zögern. Es gab keine Pausen, kein Anhalten der Stimme, kein Atmen. Die Aussprache war klar und natürlich. Keine Spur des feinen Akzents. Sie nahm schwierige Namen wie Dvorak ohne Zittern in Angriff. Von Anfang bis zum Ende gab es in der Tat keine Spur von Anstrengung oder Scheu.“

Spr: 1

Doch schon nach zwei Monaten schied sie wieder aus der Redaktion. Das Argument hieß: hätte man eine Sprecherin etabliert, hätten weitere folgen müssen, um die Gleichgewichtigkeit und Anonymität der Stimmen zu gewährleisten. Nur eine einzige weibliche Stimme im Chor der männlichen wäre ein Unding gewesen, die Person wäre wichtiger geworden als das, was sie sagte. Die Kontroverse über den Fall dauerte zwei Jahre lang. Immer wieder wurde die Frauenstimme an sich moniert, sie sei zu schrill, kreischend oder dünn.

Spr. 3

„Die englische weibliche Stimme ist vielleicht nicht besonders für das Mikrofon geeignet. Die BBC hat uns ganz gewiss einige schmerzliche Beispiele vorgeführt. So viele englische Frauen strahlen eine Art säuerliche Verfeinerung aus, wenn sie vor das Mikrofon treten, zusammen mit einem schrillen Ton, so daß sie klingen wie die Pfarrersfrau, welche die Hausgehilfin beschimpft.“

Spr. 2

Hinzu kam die Diskussion über den richtigen Dialekt. Sollte der Oxford Akzent normgebend sein, oder sollten örtliche Dialekte zugelassen werden? 1940 suchte die BBC nach zehn neuen Sprechern, darunter auch Dialektspezialisten. Für Ansagen dieser Art sollten nun plötzlich auch Frauen infrage kommen, natürlich sollten es aber Ansagen zu leichten Unterhaltungsprogrammen sein oder zum Frauen- oder Kinderfunk. Den vielleicht wichtigsten Grund ergaben schließlich Umfragen unter jungen Mädchen um 1935. Radiohörende Mädchen unter zehn wollten damals lieber Frauen als Männer sprechen hören. Frauenstimmen seien süßer, klarer, heller, leichter und hätten eine bessere Aussprache. Ab dem zehnten Lebensjahr aber fanden die heranwachsenden Mädchen beide Stimmen gleich attraktiv, danach gab es eine Präferenz der männlichen Stimme. Offenbar bevorzugten also Frauen die Männerstimme auch aus erotischen Gründen – und das womöglich bis heute und nicht nur in England.

Spr. 1

Aber dann kam eben der Krieg und die Zahl der Sprecherinnen stieg, wie auch in Deutschland, stetig. Je mehr Männer zum Militärdienst eingezogen wurden, desto lobender äußerte man sich über die Frau. Die *Evening News* meinte im Januar 1942:

Spr. 3

„Das alte Vorurteil gegen weibliche Sprecherinnen ist seit dem Kriegsausbruch verschwunden, und die Zuhörerschaft sowohl wie die BBC haben beschlossen, dass die Ansage im Unterschied zum Nachrichtensprechen eine Arbeit ist, welche die Frauen mit Fähigkeit und Charme handhaben können.“

Spr. 1

Doch bei Kriegsende schien das alles wieder vergessen. Das Experiment schien gescheitert; angeblich hatten die Frauen gerade im Krieg versagt: „wenn es galt, Triumph oder Unheil zu melden, reflektierten sie das möglicherweise im Ton ihrer Stimme“, schrieb ein anonymes Journalist 1945.

Im Jahre 1949 kippte die Sache endgültig. In einem Leserbrief an die *Evening News* durfte man lesen:

Spr: 3

„Möchte nicht irgendeine Autoritätsperson aufstehen und uns ein für allemal von dieser Geißel unserer Zeit befreien – der weiblichen Ansagerin? Zusammen mit vielem anderen, das wir heute gern aufgeben würden, schmachtet die weibliche Ansagerin als ein abgetakeltes Kriegsutensil dahin, für das schon lange kein Bedarf mehr besteht. Eine Petition für die sofortige Auflösung dieses Zustandes!“

Spr. 2

In der Geschichte der Frauensprechstimme gibt es aber noch größere und bedenklichere Lücken. Denn abgesehen von ausgesprochen feministischen Recherchen fehlt sie tatsächlich selbst in der neueren Forschungsliteratur. Die 500seitige „Geschichte der Stimme“ von Karl Heinz Göttert aus dem Jahr 1998 meidet das ganze Feld der tönenden Künste, um sich auf die Geschichte der Rhetorik zu konzentrieren. Rhetorik aber, als Kunst der öffentlichen Rede, war natürlich immer schon fest in männlicher Hand, beziehungsweise männlichem Munde; und fortgesetzt auch die Predigt in der Kirche. Das Wort des heiligen Paulus, „die Frau aber schweige in der Kirche“, hat abendländisch Schule gemacht. Und dies selbst nachdem die Menschenstimme irreversibel in den technischen Fortschritt eingearbeitet war.

Spr. 1

Dreierlei Technik stand seit 1850 der Weltgesellschaft bevor: das Telephon, die Schallplatte und das Radio. Friedrich Kittler, der einflussreiche Chronist der sogenannten „Aufschreibesysteme“ hat die Erfindung der Schallplatte anschaulich beschrieben, ohne die initiale Rolle der weiblichen Stimme zu verschweigen.

Spr. 3

„Die Geschichte der Tonspeicherung beginnt nicht mit Orakeln oder Dichtern, sondern mit Kinderliedern...1888 ... kaum daß sein Apparat zur Serienreife gediehen ist, bringt Edison Puppen auf den Markt, deren Sprechwalzen wirklich junge Mädchen besungen haben. ... Mary Had A Little Lamb... als Kinderlied aus Kindermund.“

Spr. 1

Das wichtigste akustische Werkzeug wurde aber seit 1876 natürlich das Telefon. Kurios ist die Vorgeschichte, in der wiederum die Frau eine initiale Rolle spielt. Denn nicht Graham Bell, sondern der Italiener Antonio Meucci, ein italienischstämmiger Amerikaner, erfand die entscheidende Technik schon um 1850, also mehr als zwanzig Jahre vor Bell, der bei ihm gearbeitet hat. Und die Legende will, dass Meucci das Telefon zunächst dazu benutzte, um mit seiner Frau zu kommunizieren, die krank im ersten Stock des Hauses lag. Tatsächlich hat der amerikanische Kongress im Jahre 2002 nachträglich entschieden, dass Meucci die Priorität im Patent gebührt.

Spr. 2

Anders als im Fall von Schallplatte oder Radio hat die Frau ihre zentrale Rolle in der Telefongeschichte behalten. Als sogenannte Telefonistin, englisch auch „operator“, hat sie die technische Kommunikation gleichsam in ihrer Geburtsstunde begleitet und eigentlich zur Welt gebracht. Amüsant zu lesen sind heute die Schulungsanweisungen, wie die Frau als *operator* zu sprechen habe: am besten damenhaft, ladylike, sauber artikulierend, hell und klar, um Missverständnisse zu vermeiden. Anfangs war der Beruf noch einigermaßen improvisiert; waren noch ganze Sätze möglich wie “welche Nummer möchten Sie haben“ oder „Leider meldet sich niemand“ oder „leider ist besetzt“. Es waren kleine Unterhaltungen mit den Kunden, welche die alltägliche Sprechstimme der Frau zur Geltung brachten. War sie angenehm oder sogar erotisch, konnte der Kunde unter Umständen in einen näheren Kontakt eintreten – was wohl auch geschah. Legenden über

gelungene Eheanbahnungen via Telefonvermittlungen sind bis in die 40er Jahre in Hollywood-Drehbücher eingegangen.

Spr. 1

Je technischer und schneller die Abläufe wurden, desto weniger Spielraum hatten die Frauen dann aber; schließlich durften sie nur noch automatenhaft sagen „Die Nummer bitte?“ oder „Kein Anschluss unter dieser Nummer“ oder „Besetzt“. Kein guter Ausgangspunkt für einen Flirt. Generell wurden die Stimmen aber sorgfältig geschult und ausgesucht. In einer kanadischen Schulung bei *Bell Telephone* wurden klare und deutliche Stimmen verlangt, niemals ärgerlich, niemals gellend laut wie etwa aus der Arbeiterklasse gesprochen. Im Gegenteil sollten die Stimmen den unter Umständen ärgerlichen Kunden entwaffnen, ihn beruhigen und dabei helfen, den harten Geschäftsalltag zu meistern. Selbst eine kurze Bemerkung wie „die Nummer bitte“ sollte elegant gesprochen werden, und offenbar gelang es auch vielen Telefonistinnen, diesem Ideal zu entsprechen. Ein Manager aus Toronto soll einmal ganz begeistert geschrieben haben, er fühle sich an seine harfespielende Großmutter erinnert!

Spr. 2

Dass und wo man für diesen Berufszweig auch nach seiner Abschaffung eine Art Nachfolge finden konnte, liegt auf der Hand. Es sind die Telephonsexgirls, deren Stimmen in diesem Gewerbe wiederum völlig unentbehrlich sind, und gute Geschäfte vermitteln, zumal in Zeiten von Aids. Für das Jahr 2000 sind täglich 30tausend Anrufe in dieser Branche vermutet worden!

Spr. 1

Kurz, wer nach der physischen Stimme der Frau im vergangenen 20. Jahrhundert sucht, kann eben doch ungemein fündig werden – nur nicht im Bereich der öffentlichen Sprechsprache. Die Frau kann gleichsam alles andere, sie kann lauter faszinierende Ränder der stimmlichen Existenz besetzen. Mit ihrer Stimme umhüllt sie gleichsam den stimmlichen Alltag,

die Prosa des Lebens. Sie kann singen, oder auf der Bühne als fiktive Person deklamieren, sie kann Automaten ersetzen und lustvolle Operationen ermöglichen. Und in einer letzten theoretischen Drehung kann sie sich auch noch als sprechende Patientin interessant machen.

Spr. 2

Und damit kommt man natürlich zu Sigmund Freud und zur bekannten, psychoanalytischen Praxis. Viel ist darüber geschrieben worden, dass die Idee zu einer Sprechkur, der sogenannten „talking cure“ von einer seiner Patientinnen namens Bertha von Pappenheim stammte. Dass Heilung mittels sprachwerdender Erinnerung möglich sein könnte, hat den Umgang mit Ärzten revolutioniert. Doch mit einem Blick auf die Geschichte der weiblichen Kommunikation müsste man sagen: keine andere Sprechszene kam der Frau um diese Jahrhundertwende so entgegen wie dieser Dialog. Freilich war es kein Dialog für den öffentlichen Raum, ja nicht einmal für den sogenannten privaten, also die häusliche Geselligkeit, aus der doch die weibliche Gesprächsdressur stammt. Der psychoanalytische Dialog ist eine *intime* Szene, und geradezu spiegelbildlich verwandt mit jener anderen intimen Szene, die gleichfalls der seelischen Hygiene dient und gleichfalls tief in die Geschichte weiblichen Sprechens gehört: das Erzählen von Geschichten am Kinderbett.

Spr. 1

Womit man zu einem weiteren Kapitel in der Geschichte der verborgenen Frauensprechstimme gelangt. Denn die Sorte von Geschichten, die Kindern weltweit zum Beruhigen und Einschlafen erzählt werden, waren ja zu einem beträchtlichen Teil Märchen und sind es bis heute geblieben. Doch wurden sie eben an einem entscheidenden Punkt von Männern, als männliche Praxis, vereinnahmt. Die berühmten „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm, die im Jahr 2005 von der Unesco als Welterbe anerkannt wurden, stammten überwiegend aus Frauenmund. Hinter der Sammlung stand eine namentlich bekannte Frau, Dorothea Viehmann aus dem Hessischen, von der die beiden Brüder um 1800 zahlreiche Geschichten gehört und übernommen haben. "Einer jener guten Zufälle war es," schrieb

Wilhelm Grimm immerhin ehrlich, „ dass wir aus dem bei Kassel gelegenen Dorfe Niederzwehren eine Bäuerin kennen lernten ... Die Frau Viehmännin war noch rüstig und nicht viel über 50 Jahre alt ... Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtnis".

Spr. 2

Und damit nicht genug. Diese „Viehmännin“ stammte nämlich aus einer Hugenottenfamilie und war ihrerseits in französischer Tradition aufgewachsen. Es war dieselbe mündliche Tradition der sogenannten Oral Poetry, aus der auch der französische Dichter Charles Perrault geschöpft hat, der um 1700 seinerseits Märchen von einer französischen Landfrau, der sogenannten „Muttter Gans“ übernommen hatte. In beiden Fällen formatierten die Männer die mündlich akustischen Texte gewissermaßen um für die neue, aber stumme Technik der Bildung, eben für den Buchdruck. Grimms „Kinder- und Hausmärchen“ wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland angeblich zum meistgelesenen Buch nach der Bibel! Aber gelesen ist eben der falsche Ausdruck. Still gelesen wurde von der lesekundigen Bevölkerung vielleicht die Bibel – aber Märchen wurden natürlich in erster Linie wiederum *vorgelesen*, von Müttern und Lehrerinnen, und damit wieder zur akustischen Dimension der weiblichen Stimme geschlagen.

Spr. 1

Das alles ist natürlich längst von der Forschung erkannt und anerkannt worden. Auch die Rolle der Märchen im Aufbau einer gesunden Psyche wurde vielfach bestätigt: zuerst natürlich von C. G. Jung, dann aber, lange nach dem zweiten Weltkrieg erneut von Bruno Bettelheim. Dessen Buch „Kinder brauchen Märchen“ erschien Ende der siebziger Jahre – also ausgerechnet zur Hochzeit der feministischen Anstrengungen, aus der ewigen Mutterrolle herauszukommen und eben etwa als Nachrichtensprecherin in den öffentlichen Raum zu gelangen. Sollten die Frauen nun ihren Kindern wieder Märchen erzählen? Die Heimrufung der Frauen an den Herd der Mütterlichkeit kam damals aus unterschiedlichen Werkstätten des Denkens. Die vielleicht bizarrste stammte von einem

französischen Hals-Nasen-Ohrenarzt namens Alfred Tomatis. In jahrelanger Forschungsarbeit entwickelte er die These, dass jedes Kind im Uterus die Stimme der Mutter vernimmt, und dass gelingendes Seelenleben daher von ihrem Sprechverhalten während der Schwangerschaft abhängt.

Spr. 3

„Die Liebe der Mutter offenbart sich in ihren verschiedenen Formen und in ganz besonderer Weise in ihrer Stimme, die das Kind in seiner Urmodulation vernimmt. Unablässig strengt es, wie ein Musiker auf einer Flöte übt, sein Hörorgan an, damit die Schnecke den besonderen Frequenzbereich erreicht, in dem der Klang des Lebens vernehmbar wird.“

Spr. 2

Dieser „Klang des Lebens“ – so auch der deutsche Titel des Buches von Tomatis – gleicht aber weder einer weiblichen noch einer männlichen Stimme. Tomatis folgert aus den physischen Abläufen ein Geräusch, das zutiefst beruhigend auf die Psyche wirkt. Peter Sloterdijk, der den Autor sehr begeistert rezipiert hat, hat eine kleine Theorie der Sirenenstimme daraus gemacht. Dabei denkt Tomatis, der Arzt, natürlich erst einmal weniger mythisch als physiologisch:

Spr. 3

„Tatsächlich begleitet dieser Urgesang jeden Zustand der Gelassenheit, der Ruhe, der Heiterkeit. ... In einem Zustand des Wohlbefindens und der Ruhe also meldet sich das Geräusch, als würden die Zellen zu uns sprechen, als würde sich das Cortische Organ von allein einschalten. Und handelt es sich nicht tatsächlich um eine Selbsteinschaltung, der das Ohr Dauer zu verleihen vermag, so daß es ständig die Gegenwart des Lebens bezeugt? In der Spirale der Cochlea vernimmt das Ohr das Pulsieren des Lebens, wie wir das Rauschen hören, das aus der Muschel kommt, wenn wir das Ohr an ihre Öffnung legen.“

Spr. 1

Das Buch von Alfred Tomatis erschien zuerst 1981. In diesem selben Jahr konnten die Hörer des Südwestfunks aber auch eine denkwürdige Sendung des Musikredakteurs Joachim Ernst Berendt hören. Unter dem Titel „Nada Brahma. Die Welt ist Klang“ stellte er in einem Radiofeature Gedanken zur Philosophie des Hörens, zur meditativen Potenz der Klangwelt überhaupt vor. Berendt war eigentlich Jazz-Redakteur und –Spezialist. Es ging ihm um die völkerbindende, aggressionsverhindernde Rolle der Musik. Mit seinem Plädoyer für eine Kultur des Hörens fand er den Anschluss an eine amerikanische Diskussion. Seit den frühen siebziger Jahren entwickelte sich dort in der Tat eine eigene Wissenschaft, eine regelrechte „Acoustemology“. Entstanden ist sie nicht aus der Jazzkultur, sondern aus der Medienforschung des berühmten Marshall McLuhan. „The Medium is the Message“, das Medium ist die Botschaft, lautete dessen bekanntestes Buch und seither gibt es überhaupt erst eine Medien-Kultur-Forschung. Auch hier spielt die Frauenstimme, die sogenannte „gender - Differenz“ keine Rolle. Als Verfasser eines Buches mit dem Titel „Die mechanische Braut“ ist Marshall MacLuhan zwar als ewiger Bräutigam in der Mediengeschichte eingegangen; aber die Braut hat er in seiner Theorie vergraben.

Spr. 2

Warum aber konnten Nachrichten und das Erzählen von Geschichte, die wirklich ernsten Dinge der Politik, nur so schwer Sache der weiblichen Intonation werden? In den 50er Jahren rezensierte Theodor W. Adorno höchst zustimmend das Buch des Psychoanalytikers Paul Moses, der sich mit Neurosen im Gebiet der Stimme befasste, vor allem der weiblichen. Schließlich waren die meisten Patienten in der Psychoanalyse ohnehin Frauen. Moses hatte mit allzu hohen Stimmen, den piepsigen, zu tun. Sie verstießen gegen das Credo der Stimmregisseure in aller Welt und in allen Religionen, und Moses formulierte es eindeutig, nicht zuletzt als ein Plädoyer für die klassische Geschlechterrolle:

Spr. 3

„Die Stimme der Autorität ist tief. Die Lehrer, Anwälte, Richter, Priester brauchen oft eine tiefe Stimme, um autoritativ zu wirken, wobei sie den tiefsten Teil des potentiellen Umfangs anwenden und das Brustregister vermehren. Innerhalb dieser Stimme der Autorität gibt es wieder Variationen... Autorität hat die Nebenbedeutung der Sicherheit, besonders für das Kind und für den Schwachen. In unserer Kultur ist das Gewähren von Schutz und Mitgefühl ausgedrückt durch tiefe, beruhigende Töne mit dem Brustton der Aufrichtigkeit. Lehrer und Priester, sofern sie nicht zum ermahnenen Typ gehören, haben einen weiteren Umfang und ein betontes Brustregister.“

Spr. 1

Die Überlegungen von Paul Moses sind jetzt eben, rund 50 Jahre später, wieder aufgegriffen worden, übrigens erneut von einem Hals-Nasen-Ohrenarzt. Niels Graf von Waldersee hat ebenfalls Frauen in der Praxis behandelt, die angeblich stimmlich nicht erwachsen werden wollen oder können. Er nennt das die „inkomplette Mutation“ in Analogie zum Stimmbruch beim Jungen.

Spr. 3

„Der hohen Frauenstimme und ihrer verborgenen Botschaft Gehör zu schenken, war während der Arbeit ein faszinierendes Erlebnis. Wie die hohe, sich unbewusst widersetzende helle Stimme anders wahrnehmen als ein hysterisches Symptom? Wovor warnt sie, worauf macht sie uns aufmerksam? Um welches Recht und gegen welches Unrecht kämpft sie so beharrlich?“

Spr. 2

Waldersee fährt ein riesiges Arsenal aus der Kulturgeschichte auf, vor allem aus der Welt der Märchen, aber auch der Oper und Musik überhaupt. Hat nicht Richard Wagner mit seinen gigantischen Frauenpartien für Sopran der Frau soviel Stimme verliehen wie nie zuvor? Hat er womöglich ihre Emanzipation auf diesem musikalischen Wege betrieben? Diesen Gedanken

fand schon Adorno bei Paul Moses bemerkenswert. Auf die ganz andere Szene der gesprochenen Sprache, auf die weibliche Prosa sozusagen, kam der Pianist und Komponist, der er war, dabei nicht. Waldersee aber sieht in der hohen Sprechstimme gerade ein Maximum an Unterdrückung am Werke:

Spr. 3

„Allgemein lässt sich beobachten: Eine unterdrückte Lebendigkeit berührt eine entscheidende Dimension der Patientinnen mit der Diagnose der inkompletten Mutation. Diese wirkt sich auf das Atmen, auf das Sprechen aus, wirkt damit auch auf die Stimmkraft samt ihrer Lebendigkeit. Was sie an Wünschen, Ängsten und auch Aggressivität transportiert, trägt sie an den Anderen, sei es die Mutter, der Vater, Arzt oder Ärztin, Therapeut oder Therapeutin, heran. Die hohe Frauenstimme macht, so gedeutet, auch auf eine Gewaltsamkeit der Stereotypisierung aufmerksam.“

Spr. 1

So wie Graf Waldersee, in dieser Allgemeinheit, haben es aber doch nicht alle Autoren gesehen. Forschende Frauen haben zum Beispiel beobachtet, dass die weiblichen Stimmlagen in Hollywoodfilmen oft tiefer liegen als bei den deutschen Synchronfassungen, folglich muss die hohe Sprechstimme eher in Deutschland vorkommen als dort. Nimmt man das ernst, müssten die Gewaltsamkeiten, die Waldersee feststellt, eben auch in Deutschland vorherrschen.

Spr. 2

Wie dem auch sei: das Thema Stimme wird seit hundert Jahren offenbar überwiegend von Männern theoretisch wie historisch traktiert. Kein Wunder, da doch auch die Medientechnik in männlicher Hand lag und liegt. Was ab 1933 über die Weihen des Radios von nazistischen Zuarbeitern Hitlers gesagt und geschrieben wurde, spottet jeder Beschreibung. Parallel zur stalinistischen Radiobegeisterung galt auch hierzulande das Radio als religiöses Medium, als Werkzeug von „Sendung“ im frommen Sinn, der dadurch natürlich völlig profaniert wurde. Das Radio versendete die

göttlichen Führerreden in jeden Haushalt mit Volksempfänger, und das waren schließlich Millionen.

Spr. 1

Mehr oder minder kuriose Perspektiven haben aber auch spätere Stimmforscher angepeilt. Der slowenische Kulturwissenschaftler Mladen Dolar hat in einem neueren Buch gar den Bauchredner zu Paradigma erhoben, ausgehend von dem Schach-Automaten des Wolfgang von Kempelen. Stimme und Sprecher werden seltsam voneinander gelöst, oder auch nicht seltsam, denn eben diese Spaltung bestimmt ja unsere mediale Wahrnehmung. *His Master's Voice*, dieses unvergessliche Logo der Gramophone Company seit 1899, zeigt einen Hund allein vor dem Lautsprecher, ohne Herrchen oder Frauchen. Das Logo macht nun endlich auch auf die komplementäre Seite der Stimme aufmerksam, auf das Hören, als dem passiven Äquivalent der stimmlichen Äußerung. Und hier verorten wohl alle Kulturen die Frau, als passive Gestalt, als geborene Hörerin, als der Verkündigung lauschende Mutter des Herrn.

Spr. 2

Rein technisch lässt sich daraus verschiedenes folgern. Wer sich wundert, warum weibliche Stimmen so lange Zeit nicht als Nachrichten- oder Ansagerfrequenz goutiert wurden, könnte die Hörerin fragen. Hat sie womöglich eben doch lieber der tiefen Stimme der Autorität gelauscht? Oder war es erotischer, Männerstimmen zu hören? Beides kann zutreffen, und trifft womöglich noch heute zu. Was heute in den Medien weltweit zutage tritt, ist aber nicht nur die Eignung der Frau als Nachrichtensprecherin und sogar Kriegsreporterin, sondern vor allem als Gesprächspartnerin, im Interview. Die weibliche Kunst des Gesprächs ist ein viel bestauntes Phänomen der abendländischen Kulturgeschichte, und als solches auch niemals von männlicher Seite bestritten worden. Von der lebhaften Sprechweise gesprächiger Frauen ist schließlich auch die gesamte Briefkultur geprägt worden, und mit ihr die dann - wiederum meist von Männern verfasste! - Romanliteratur seit 200 Jahren.

Spr. 1

Aber kaum zu glauben. Auch im Feld der Interview-Kunst verschwindet die Frauenstimme an einer bestimmten Stelle aus der theoretischen Reflexion, nämlich dort, wo es um die Ernstfälle von Geschichte und Theorie geht, und um die initiative Rolle der sprechenden hörenden Frau darin. Als der amerikanische Präsident Roosevelt 1934 die ersten Maßnahmen des sogenannten *New Deal* ergriff, also Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gegen die Wirtschaftskrise, gab es dabei ein eigenes Programm für Autoren und Künstler, das sogenannte „Writer's Project“. Sie sollten ganz Amerika durchreisen und vor allem mit Interviews die amerikanische Regionalgeschichte dokumentieren. An die sechstausend Mitarbeiter hatte das Projekt, bei dem bis zum Schluss 1941 durchaus auch Frauen mitwirkten. In die Wissenschaft ging das Projekt als sogenannte „Oral History“ ein, die dann wiederum ganz überwiegend von Männern geschrieben wurde.

Spr. 2

Als Urheber dieser ganzen Idee gilt heute ein amerikanisches Originalgenie namens Joe Gould. Als Mediziner, Schriftsteller und schließlich Stadtstreicher wurde er 1917 von der Idee ergriffen, den Menschen um sich herum gleichsam professionell zuzuhören und eine „Oral History of our Time“, eine „Mündliche Geschichte unserer Zeit“ zu schreiben. Er verbrachte sein Leben mit Interviews und Alkohol. Schließlich behauptete er, ein Buch mit 9 Millionen Wörtern aus 20tausend Interviews verfasst zu haben, was sich freilich nach seinem Tod als Fabrikation erwies. Im selben Jahr 1917 kam aber ein ganz anderes Buch aus dieser Perspektive zustande. Es trug den anschaulichen Titel „Der Russe redet“, und stammte von einer russischen Krankenschwester aus dem Ersten Weltkrieg. Im Lazarett hatte sie stenographiert, was und wovon die Verwundeten sprachen. Das Buch wurde Anfang der zwanziger Jahre ins deutsche und später ins französische übersetzt. Eine begeisterte und rührende Rezension stammt von keinem geringeren als Walter Benjamin. Russophil wie er war, sprach er von

Spr. 3

„der unbegreiflichen Erscheinung der Verfasserin, die durch Monate und Jahre des tiefsten Schreckens ‚auf den Knien ihres Herzens‘ den reinsten wie den entstelltesten Stimmen dieses russischen Menschen gelauscht haben muß und erreichte, was der besonnensten Demut einzig erreichbar war: das wahre Antlitz des Krieges festzuhalten und sogar dies als das der Kreatur in Leiden und Triumph noch zu erkennen.“

Spr. 1

Oral History, mündliche Geschichte, ist nicht denkbar ohne das Paar von Sprecher und Hörer. Aber hat dieser Hörer ein Geschlecht – und muss es ein weibliches sein? Keineswegs. Die ganze historische Disziplin ist nicht zufällig parallel zum technischen Fortschritt entstanden, boten doch die neuen Aufschreibesysteme unbegrenzte Möglichkeiten des Zuhörens auch für Männer. Das aber hieß wiederum: auch in diesem Feld ließen sich die Frauen in ihrer Gesprächskompetenz enteignen. Die Krankenschwester Sofja Fedortschenko blieb zunächst eine einsame Ausnahme.

Spr. 2

Weltruhm hingegen erlangte der amerikanisch-russische Radioredakteur Studs Terkel. Seit Beginn der 50er Jahre hat er in unzähligen Interviews das Leben unzähliger Amerikaner erfragt und schließlich sein Archiv der Abteilung für Oral History der Universität von Chicago vermacht. Gewiss hat er das Buch der Russin Fedortschenko gekannt. Studs Terkel starb im Jahr 2008. Seine Anregungen sind von der Geschichtswissenschaft weithin aufgenommen und ausgebaut worden, auch von weiblichen Wissenschaftlern. Schließlich sind Frauen heute im historiographischen Gewerbe längst weltweit anerkannt, zumal wenn sie auf den Bildschirmen erscheinen.

Spr. 1

Und trotzdem muss man an die wohl spektakulärste philosophische Enteignung der Frauensprechstimme aus jüngster Zeit erinnern; einer Enteignung, der es gelang, die Frau als Sprecherin und Hörerin zugleich

außer Gefecht zu setzen, und das scheinbar ohne ihr dabei ein Haar zu krümmen. Der Geniestreich stammt von dem deutschen Philosophen Peter Sloterdijk. In seinem Hauptwerk, das zwischen 1998 und 2004 unter dem Titel „Sphären“ erschien, hat er viele Seiten dem Verhältnis zwischen Mutterstimme und Kind gewidmet. Ein ungewöhnlicher Vorgang für einen Philosophen, und zumal für einen deutschen. Aber wiederum sehr deutsch war, wie er die Sache angelegt hat. Schon Ende der achtziger Jahre hat er das Buch des französischen Hals-Nasen-Ohren-Arztes Alfred Tomatis über die Mutterstimme und die Entstehung des menschlichen Gehörs eingehend studiert – und sich daraus eine höchst poetische Meinung über die Sirenen des Dichters Homer gebildet. Ja, tatsächlich über die mythologischen Figuren, an denen Odysseus auf seiner Reise vorüberfuhr.

Spr. 2

Tomatis zufolge wächst das Kind im Mutterleibe mit der weiblichen Stimme auf, die es durch alle körperlichen Resonanzen hindurch wahrnimmt und gleichsam zu seiner inneren erhebt, im Wortsinn „inneren“. Diese stetige Wahrnehmung hilft ihm, seine eigenes Gehör zu entwickeln, ist aber von hoher und höchster Frequenz, also eben so etwas wie eine richtig hohe Stimme. Sloterdijk schreibt:

Spr. 3

„Durch sein Hinhören-Können ist das fötale Ohr imstande, aus dem permanenten intrauterinen Lärm die bejahende Mutterstimme selektiv hervorzuheben. In dieser Geste erfährt das werdende Subjekt eine euphorisierende Stimulierung; es sind nach Tomatis insbesondere die Obertöne des mütterlichen Soprans, die dem Ohr einen unwiderstehlichen Glückreiz zuspielen.“

Spr. 2

Soweit Sloterdijk. Aus dem Glücksgefühl, das sich beim Anhören hoher Kantilenen in der Oper wiederholt, konstruiert er nun den berühmten Sirengesang, den einst Odysseus so betörte, dass er sich an den Mast seines Schiffes fesseln ließ, um sich ihm und den mörderischen Kreaturen zu

entziehen. Der deutsche Philosoph hat dreitausend Jahre später folgende Erklärung dafür:

Spr. 3

„Die Unwiderstehlichkeit der Sirenen hat ihren geheimnisvollen Grund in dem Umstand, daß sie seltsam skrupellos nie ihr eigenes Repertoire vortragen, sondern immer nur die Musik des Passanten; auch die Idee einer eigenen Melodie ist ihnen fremd; sogar die Süße ihrer Stimme ist keine musikalische Eigenschaft, die ihrem Vortrag unentäußerlich anhaftete, und die Tradition nennt ihre Stimmen öfter schrill als schön.“

Spr. 1

Was für eine Idee des deutschen Philosophen! An das Kind hinzugeben ist also nicht nur der Körper, sondern auch die weibliche Stimme. Gerade indem die Mutter dem Embryo lauscht oder zu ihm spricht, entwickelt sie *dessen* Stimme und *dessen* Repertoire und *dessen* Gehör! Und präpariert ihn dergestalt für die höchsten manischen Entzückungen, für das Maximum an Narzissmus, dem die Sirenen dann gleichsam giftige Nahrung spenden. Sie verführen Odysseus wie alle vorüberfahrenden Seeleute gleichsam intrauterin, mit der Eigenstimme, mit sich selbst.

Spr. 2

Man könnte diesen überaus geistreichen Ausflug in die griechische Mythologie vergessen, wäre mit dem Namen Homer nicht ein zweites und viel größeres Projekt der Frauenstimmen-Enteignung verbunden. Denn wurden die griechischen Erzählungen nicht als Lieder überliefert? Die Forschung ist seit Jahrzehnten unterwegs, um das Rätsel zu lösen. Zwar haben die jüngsten Anläufe des Dichters Rauol Schrott das Gegenteil im Visier. Nach Schrott war Homer ein assyrischer Schreiber, kein blinder Sänger. Er antwortet damit aber nur auf eine mächtige Theorie, die parallel zur Oral History in den dreißiger und vierziger Jahren entstand und ebenfalls technisch angeregt war. Der amerikanische Philologe Milman Parry nahm damals in Jugoslawien mit dem Tonband epische Gesänge der Einheimischen auf. Es waren zum Teil stundenlange Darbietungen, sozusagen ein Märchenerzählen am Bett der

Nation, aber Parry fragte sich, wie die Sänger ihre Texte behalten konnten. Die Antwort war: weil die Dichtungen formelhaft organisiert waren, durch Wortwiederholungen, stehende Redewendungen, rhythmische Gliederungen. In einer kühnen Spekulation deutete er damit auch die homerische Epik. Eben weil Homer aus dem Gedächtnis gesungen habe, habe er auch Methoden des Erinnerens besessen, und diese Methoden seien eben durch die Jahrhunderte gleich geblieben, und keineswegs Leistung nur eines einzigen Individuums.

Spr. 1

Parrys Archiv umfasste an die 12tausend Gesänge. Es wird heute in der Harvard Universität verwaltet und allmählich digital zum öffentlichen Gebrauch aufbereitet. Eine der Slavistinnen, die sich in das Material vertiefte, sie heißt Aida Vidan , erinnerte in ihren Forschungen allerdings daran, dass von den 12tausend Gesängen immerhin mehr als etwa 11tausend von Frauen gesungen worden war. Von ihnen war in der ganzen berühmten Homertheorie naturgemäß keine Rede. Die Auswertung dieser Tradition brachte dafür etwas Neues zutage. Zwar keine sprechende Frau, aber auch nicht wirkliche Sängerinnen. Was die bosnischen Frauen hier boten, und was in die griechische Epik einging, sei vielmehr das Geschrei von Klageweibern, die Liturgie der Trauer angesichts des Todes. Die Regeln dieser Lautgestalt, meint die Autorin, habe auch Homer selber befolgt, und wer ihm und der Rede seiner Frauengestalten im Epos lauschte, konnte die Klage der Mütter wieder erkennen.

Spr. 2

In dieser Entdeckung liegt auch womöglich eine tiefere Pointe, ja vielleicht eine Erklärung für das Ersticken der Frauenstimme in der männlichen Gedächtnistechnik. Wer spricht, kann oder sollte immer zugleich auch hören. Um zu hören, muss der Sprechende aber selbst verstummen. Für die Außenwelt ist das Verstummen freilich ein kleiner Tod. Wer nicht spricht, lebt womöglich nicht mehr, könnte eine männliche Einstellung sein. Dass in medialen Talkshows noch heute männliche Gesprächspartner ungleich häufiger die weiblichen unterbrechen, stammt aus dieser Einschätzung. Sie ist verwandt mit der Todesangst.

Spr. 1

Anders die Frauen. Ihr Sprechen ist im Kern dialogisch, gerade weil oder wenn es an Kindern erlernt wird, die genaues, doch völlig unregelmäßiges Hören verlangen. Weibliches Sprechen sieht Unterbrechungen vor und zeugt vom unängstlichen Umgang mit Pausen. Man denke nur an die Geduld der Telefonistin. Mit der Erfindung der Tonkonserve verschwindet aber der Sinn für dialogisches Sprechen, denn die Konserve hört ja nicht zu. Auf der Konserve, wenn sie denn eine Frauenstimme bewahrt, spricht diese ihrerseits endlich auch ununterbrochen, es sei denn, man stellt das Gerät ab.